

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

1.8.1920 (No. 31)

S +

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 31



1. Aug. 1920

Karl Obser / Aus Joh. Peter Hebels Verlassenschaftsakt.

Bei dem Karlsruher Amtsgerichte liegen, von der Hebel-
forschung noch nicht benützt, die Verlassenschaftsakt Johann
Peter Hebels. Ihr Inhalt ist nicht ohne Wert und Reiz; denn
sie bieten nicht nur manches Neue über den Zusammenhang und
die Verzweigung der Familie nach der väterlichen und mütter-
lichen Seite, sondern sie gewähren auch Einblick in die äußeren
Verhältnisse, den Besitzstand, die Lebensführung, Interessen und
Neigungen des Erblassers. So soll denn versucht sein, unter
Ausschaltung alles Unwesentlichen, daraus herauszuholen, was von
einiger Bedeutung ist.

Als 1826 die Trauerbotschaft nach Karlsruhe kam, daß
Prälat Hebel auf einer Dienstreife am 22. September früh ¼4 Uhr
zu Schwetzingen bei dem ihm befreundeten Gartendirektor
Zeyher in Schwetzingen verschieden sei, wurde sofort
die Versiegelung des Nachlasses verfügt. Seine aus 9 Stuben
bestehende Junggesellenwohnung, die er erst am 23. Juli be-
zogen hatte, befand sich im Hause des Hofbaukontrolleur's Meßmer,
Erbprinzenstraße 31, wo auch heute eine Erinnerungstafel an-
gebracht ist. Vorher wohnte er vier Jahre bei Schulrat Ruf,
Erbprinzenstraße 1, beim Rondellplatz. Als Injassen werden
heben einem Dienstmädchen die bewährte Haushälterin, Mar-
garete Hartleb aus Bruchsal, und der neunjährige Oswald Hause
aus der befreundeten Straßburger Familie, den er vor kurzem
erst zu sich genommen, im Protokoll angeführt. Einer der letzten
wohl, die den Dichter noch persönlich gekannt, ist dieser Hause als
Bezirksbauinspektor a. D. 1901 hochbetagt zu Freiburg verstorben.
Ein Testament fand sich nicht vor. Hebel hatte sich, wie Preuschen
in seinem biographischen Abriß erzählt, wohl mit dem Gedanken ge-
tragen, einen Teil seines Vermögens zu wohlthätigen Stiftungen
für die Marktgräfer Heimat zu verwenden, den Plan aber nicht
ausgeführt. Ueber die gesetzlichen Erben wußte man zurzeit
nicht mehr, als daß Verwandte des Vaters und der Mutter auf
dem Hundsrück und in Hausen lebten. Als Erbpfleger wurde
der Ministerialregistrator Jakob bestellt, der, während das Gericht
nach den Erben fahndete, zur Aufnahme des Nachlasses schritt.

Schlicht und einfach, wie die Persönlichkeit des Dichters selbst,
war seine ganze häusliche Einrichtung, über die ein Verzeichnis
Auskunft gibt. Von Luxusgegenständen ist, wenn man nicht
einen großen Trumeau-Spiegel mit goldenem Rahmen hierher
zählen will, nirgends die Rede; alles ist mehr oder minder für
den täglichen Gebrauch bestimmt, fügt sich dem Rahmen eines be-
cheidenen bürgerlichen Haushalts ein, wie es der zur Sparsam-
keit und Einschränkung mahnenden Zeitlage entsprach. Ein
Kanapee mit 8 Sesseln, die wohl die gute Stube zierten, ein paar
Rufbaummöbel einfachster Form, Schreibtisch (heute im Besitz des
Hofrats Dr. Heinrich Bierordt, hier) und -pult, Kommoden,
Schränke und Bettstellen bildeten den Hauptbestand des Mobiliars.
Neben der Stockuhr fehlte nicht die trauliche „Wäldeuhr“ und in

der Ecke gesellten sich zu ihr die heimlichen Spinnräder der Wirt-
schafterin, von deren Fleiß ein stattlicher Vorrat selbstgeponnener
Wäsche zeugte. Eine gut bestellte Bibliothek, aus 500 Bänden
bestehend, die fünf Schäfte in der Studierstube füllte, kündete den
Geistesarbeiter an. Leider besitzen wir den gedruckten Katalog,
der für die Versteigerung hergestellt wurde, nicht mehr; er könnte
sonst über manche Schriftsteller, die der Besitzer bevorzugte, Auf-
schluß geben. Auf andere gelehrte Neigungen wiesen ein Herbarium
hin, dessen Hebel in seinen Briefen wiederholt gedenkt, eine Stein-
sammlung, bei der wir uns daran erinnern, daß die Mineralogische
Gesellschaft in Halle ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatte,
sowie verschiedene alte Münzen, darunter auch römische. Der
Besitz an Kunstwerken war bescheiden. Von Delgemälden werden
genannt eine Landschaft (Schloß Eberstein) von Christ. Halden-
wang und ein „Deltops“, wie ich vermute, das Bildnis eines Dr.
Stöckle, das der Maler Jagemann, als er von Rom heimkehrte,
dem Dichter schenkte und, wie Koelle erzählt, in einem Eichen-
rinderahmen in seinem Schlafzimmer hing. Als Original ist wohl
auch ein mit „Müller“ signierter und der Jahreszahl 1808 be-
zeichneter Johannes anzusprechen, vielleicht von jenem Maler
Fr. Müller, von dessen frühem tragischem Ende Koelle spricht. Als
Plastik in Gipsnachbildung eine Hebe, daneben eine Anzahl gerahmter
Kupferstiche, darunter eine Mater dolorosa, sowie die weitver-
breiteten Kupfer von Haldenwang „Morgen“, „Mittag“ und
„Abend“. Endlich in einer Mappe eine Sammlung von Zeich-
nungen, Aquarellen und Stichen, ohne nähere Angabe.

Von der regen Wanderlust des Mannes, dem das Herz
aufging in Gottes freier Natur, mochte das alte Felleisen, das ihn
auf seinen Fahrten begleitet hatte und nun ausbezogen wurde,
mancherlei zu erzählen wissen.

Eine stattliche Anzahl von Pfeifen aller Art und Größe ver-
riet, daß der Herr Prälat das Tabakrauchen nicht mehr, wie einst
manche eisernde Amtsbrüder, als ein Laster ansah, sondern mit
Wohlbehagen bei der Arbeit seinen Kanaster zu rauchen pflegte,
und ein Spieltischlein in der Ecke bezeugte, daß er sich des Abends
im Freundeskreise auch beim landesüblichen Kartenspiel zu er-
holen liebte, wie er selbst gelegentlich am grünen Tisch zu Baden-
Baden das Glück zu versuchen nicht verschmähte. Dabei war
auch, wenn Besuch kam, wie der reichliche Kellerbestand zeigt, für
den nötigen Hastrunk gesorgt; wissen wir doch, daß Hebel als
echter Marktgräfer ein Schöppllein in Ehren allezeit hochhielt. Wer
sich für weitere Einzelheiten des Haushalts, die Kleidung, bei der
nach der Sitte der Biedermeierzeit der bunte, blaue und grüne
Ueberrock nicht fehlte, und anderes interessiert, mag das selbst
nachlesen.

Im Schreibtisch fand sich der literarische Nachlaß, darunter
anscheinend manches Ungebrachte, das unter Siegel gelegt wurde,
bis die Erben bestimmt, was damit geschehen solle. Von Briefen

ist nicht die Rede. Nur ein Schreiben liegt bei den Akten, das den Lebenden nicht mehr erreichte und inhaltlich bemerkenswert ist; der Verleger Gruson in Breslau übersendet mit ihm dem Dichter „die vor kurzem erschienenen allemannischen Lieder des hiesigen Bibliothekars Hoffmann v. Fallersleben“ und bittet um sein Urteil und ein empfehlendes Vorwort für die neue Auflage. Hoffmann, der Hannoveraner, der nie im badischen Oberlande war, hatte, was heute fast vergessen ist, 1821 in Leyden Hebels Gedichte kennen gelernt und sich als begeisterter Verehrer, der über Hebel sogar Vorlesungen hielt, in mundartlichen Nachdichtungen versucht, die es schließlich zu 5 Auflagen brachten, vom Hebelschen Geiste aber weit entfernt blieben. Der alte Johann Peter hätte wohl schalkhaft mit den Augen gezinkert, wenn ihm diese fremdartigen Gewächse zu Gesichte gekommen wären.

Am 30. Oktober schritt man zur Versteigerung. Der Andrang war lebhaft. Viele wollten sich wohl noch irgend ein Andenken an den verdienten Mann erwerben, um es in Ehren zu halten. Der Erlös aus den Fahrnissen belief sich auf 1522, aus der Bücherei auf 734 fl. Dazu kamen 1124 fl. in Bargeld und 9642 fl. ausstehender realisierbarer Forderungen. Der Gesamtwert der Nachlassmasse bezifferte sich also auf rund 13 000 fl., für die Karlsruher Verhältnisse jener Tage ein bescheidenes mittleres Vermögen, das der Erblasser sich in der Hauptsache aus seiner Schriftstellerei verdient und zusammengespart hatte, in einer Zeit freilich, wo Geistesarbeit noch etwas galt. Es wäre wesentlich mehr gewesen, hätte Hebel nicht, wie aus seinen Briefen bekannt ist, bei dem Zusammenbruch des angesehenen Karlsruher Bankhauses Christian Meerwein ein größeres Guthaben — das Honorar für seine biblischen Geschichten — in der Höhe von 5232 fl. eingebüßt, von dem nach seinem Tode nur wenig mehr einzutreiben war. Er hat den Verlust gelassen und ruhig ertragen und nur das Unglück des Freundes beklagt. „Ich war“, sagte er einmal, „schon vorher arm, nun bin ich nur etwas ärmer, aber ich erinnere mich ja einer Zeit, wo ich es noch mehr war.“

Inzwischen waren die gesetzlichen Erben, zum Teil durch Vermittlung der preussischen Regierung, bekannt geworden. Zwei Stammbäume, die sich bei den Akten befinden, orientieren über die Verzweigung der väterlichen und mütterlichen Familie. Danach hatte, was bisher unbekannt, der 1720 zu Simmern auf dem Hundsrück geborene Vater Hebels zwei Brüder: Johann Peter und Johann Georg, sowie zwei Schwestern, Magdalena und Maria Katharina. Von den Brüdern hinterließ männliche Nachkommenschaft nur Johann Peter, in dem wir wohl den Tauspaten des Dichters erblicken dürfen. Sein Enkel Wilhelm, Nachgeschwisterkind des Erblassers, lebte bei dessen Tod allein noch in der alten Heimat als Schmiedemeister. Die Nachkommen der Schwestern waren weit hin, zum Teil bis nach Frankreich hinein, zerstreut und gehörten den Familien Paulus, Schäfer und Hoffmann an. Als gemeinsamer Vertreter der 13 Erben väterlicherseits wurde Wilh. Hebel bestellt.

Die Mutter Hebels, Ursula Vertlin von Hausen, hatte eine Schwester, Kunigunde, die an Bartlin Walliser ebenda verheiratet war und von der noch eine Tochter Ursula lebte, ferner zwei Brüder,

Jakob und Georg, die beide längst verstorben waren. Nur ein Sohn des ersteren, Jakob, der „Bettler Vertlin“, mit dem Hebel in Verbindung blieb, befand sich noch am Leben und meldete sich. Im ganzen war also die Erbmasse unter 15 Erben zu verteilen; daß den Einzelnen dabei nicht allzuviel traf, mag selbst nachrechnen, wer Lust hat. Einen geringen Zuwachs erfuhren ihre Anteile noch, als die jahrelang sich hinschleppenden Verhandlungen über die Meerweinsche Konkursmasse 1839 zum Abschluß gelangten mit dem Erfolge, daß von der Hebelschen Forderung 1555 fl. noch eingetrieben und verteilt wurden, der Rest aber endgültig als verloren zu buchen war.

Auch über die hinterlassenen Papiere war noch Bestimmung zu treffen. „Wegen des literarischen Nachlasses“ wird in der Erbverweisung bemerkt, „daß solcher zur Durchsicht mehreren Mitgliedern der evangelischen Kirchensektion und Lyceumsdirektion zugestellt worden ist, wovon aber, soweit die Durchsicht bis jetzt (Juni 1827) gediehen, wenig Wert herauskommt, da außer den Predigten nichts vorhanden ist, was nicht schon bekannt wäre.“ Mit Fug und Recht tadelt der Revisionsbeamte, indem er von der „gerechten Verehrung des großen Mannes“ spricht, daß eine „gründlichere Nachweisung“ darüber unterlassen wurde. Auch eine nur flüchtige Uebersicht fehlt bei den Akten, so daß wir weder angeben können, was von Eigenem vorhanden war, noch was sich an Briefen vorgefunden. Daß Hebel die Zuschriften seiner Freunde und Verehrer in Bausch und Bogen vernichtet haben sollte, ist bei seiner Art kaum anzunehmen; eher möchte ich vermuten, daß die mit der Prüfung Beauftragten dafür kein Verständnis hatten, ihnen keinen Wert beilegen und sie darum dem Feuer preisgaben. Ein für den Hebelbiographen bedauerlicher Verlust, auch wenn Hebelbriefe dabei selbst nicht in Frage kamen.

Zur Verwertung der hinterlassenen Manuskripte in einer Gesamtausgabe der Werke wurde den Erben auf Ansuchen am 1. August 1827 vom Großherzog Ludwig auf 30 Jahre ein Privilegium bewilligt, das sie vor Nachdruck schützte; ihrerseits verkauften sie dann wieder ihre Rechte auf Druck und Vertrieb „sämtlicher vorhandenen gedruckten und ungedruckten literarischen Arbeiten“ am 13. Februar 1828 um 1000 fl. an die Chr. Fr. Müller'sche Hofbuchhandlung in Karlsruhe, die 1832/34 die erste Hebelausgabe besorgte, ohne dabei indes den literarischen Nachlaß restlos zu erfassen. Manches, was, wie die Hebelschen Familienaufzeichnungen, zweifellos dazu gehört hatte, kam — auf welchem Wege ist unbekannt — in Freiburger Privatbesitz und ging durch Kauf in das Eigentum des Großherzogs über. Was davon brauchbar war, hat der verdiente Hebelforscher Georg Völgin 1882 in seiner Schrift „Aus Hebels ungedruckten Papieren“ veröffentlicht. Hebels Briefe an seine Jugendfreundin Gustave Fecht, die sich über die ganze Karlsruher Zeit erstrecken und zu den köstlichsten und reizvollsten zählen, die er geschrieben hat, wurden 1880 durch Großherzog Friedrich von dem Verwalter Ziegler in Schopfheim käuflich erworben und werden, von einem jungen badischen Literaturhistoriker, Dr. Wilh. Zentner, bearbeitet, noch im Laufe dieses Jahres in einer Buchausgabe im Verlage der Müller'schen Hofbuchhandlung erscheinen.

H e i n r i c h R i t t e r / Die Kunst und ihr Publikum.

2. Teil. Der 1. Teil erschien in Nr. 13 der „Pyramide“ 1920.

Ich habe von den Schwierigkeiten gesprochen, die die neue Kunstentwicklung dem Laien bereitet. Ich habe versucht, mich in seine Lage zu setzen. Ich habe angeführt, was zu seiner Entlastung spricht, wenn er nicht sogleich mit seinem Verständnis einer neuen Kunstwendung folgt. Dies alles ausgehend von der Beobachtung, daß die innere Bereitschaft des Publikums, dem künstlerischen Fortschritt zu folgen, viel größer, viel herzlicher ist als die Künstler oft annehmen; daß an der Störung des Einvernehmens zwischen Künstler und Publikum auch die Künstler ihr Teil Schuld haben. Freilich nicht ihr Schaffen, denn das steht unter höherem Zwang; sondern die Schroffheit ihres Urteils über laienhafte Verständnislosigkeit, die hochsahrende Ueberlegenheit, mit der sie dem zögernden, unentschiedenen Verhalten des Laien vor der Neuerung oft begegnen. Es wird freilich nicht möglich sein, jeden Konflikt zwischen der vorandrängenden Kunstentwicklung und dem nachfolgenden Laienverständnis zu beseitigen. Eine Spannung zwischen beiden wird von Zeit zu Zeit immer wieder eintreten. Es liegt etwas Naturgesetzliches in diesem Gegensatz. Aber eben deshalb, weil höherer Zwang diesen Gegensatz immer wieder erzeugt, muß der Mensch stets das seine tun, ihn zu mildern oder doch vor Ausartung zu bewahren. Normalzustand der Natur ist im Geistigen wie im Physischen der Krieg; Aufgabe des Menschen ist es, zu versöhnen. Künstler und Publikum haben sich bei

ihren Konflikten neuerdings zu lieblos dem Stolz, der Abneigung, der Verachtung überlassen. Künstler glauben ihre Sache nur vertreten zu können, indem sie weiten Laienkreisen blindes Vorurteil und hämische, gewollte Selbstverblendung vorwarfen. Laien glaubten sich künstlerische Neuerungen nur erklären zu können, indem sie sie als bewußten Bluff, als geistige oder gar moralische Verirrungen hinstellten. Menschen aber sollten wissen, daß es immer schlecht um eine Sache steht, die zu ihrer Erklärung oder Verteidigung den Gegner als einen Schurken oder als einen Entarteten oder als einen Idioten betrachten muß. Ich behaupte jedenfalls, daß man in der Kunst sehr gut ohne diese verdächtigen Hilfsmittel auskommen kann.

Nachdem gesagt ist, was zu Gunsten des Laien spricht, möge besprochen werden, was seinem Kunsturteil am häufigsten als Mangel anhaftet. Ich setze dabei einen Laien voraus, der überhaupt Verhältnis zur Kunst, Lust am Schönen, Ehrfurcht vor geistigem Wert, sinnliche Empfänglichkeit für Form hat.

Da ist es denn eine Frage, die der vorandrängenden Kunst in hundert Gestalten vorgelegt zu werden pflegt: Weshalb gibt es in der Kunst Entwicklung? Weshalb geht es von Giotto zu Raffael, von Grünewald zu Rembrandt? Weshalb verläßt Rembrandt selbst den meisterlichen Stand seiner ersten „Anatomie“, um zum „Saul“, zur „Judenbräut“ überzugehen?

Wenn Mozart und Bach Gipfel aller Musik sind, weshalb dann Wagner und Schönberg? Wenn der Louis XV-Sessel ein Urbild an Schönheit und Zweckmäßigkeit ist, weshalb dann Stühle von Bruno Paul und Van de Velde? Man kann diese Frage fein fassen und sehr grob, aber sie bleibt immer der Kernpunkt aller Abwehr gegen neue Wendungen in der Kunst. Jrgendwie fühlt der Laie, wenn er die Kunst neue, ungebaute Wege einschlagen sieht, Befremden darüber, daß sie nicht auf dem Standpunkte der Kunst von gestern stehen geblieben ist. Er weiß zwar und erkennt als notwendig an, daß in der exakten Wissenschaft, in der Technik kein Stillstehen stattfindet. Er nimmt es als unausweichlich hin, wenn Chemiker und Physiker Entdeckungen machen, die das ganze bisherige Weltbild der Wissenschaften umstoßen. Wenn aber Van Gogh wichtiges zum rhythmischen Ausdruck der modernen Seele entdeckt; wenn der Expressionismus, um wieder menschliche und religiöse Fragestellungen in die Kunst zu bringen, die genievolle wörtliche Wiedergabe der Naturvorlage peinlich flieht — dann empfindet der Laie Befremdung, als fehle diesem Vorgang Zwang und Mühen. Er sieht die ungeheure Zumutung, die ihm der Künstler stellt, und meint, ausgesprochen oder unausgesprochen: wenn Jahrzehnte und Jahrhunderte mit einer mir geläufigen Kunstanschauung ausgekommen sind, so hätten sich doch auch diese Neuerer dabei genügen lassen können. Er sträubt sich, die Notwendigkeit der Neuerung anzuerkennen. Sie scheint ihm irgendwie willkürlich. Er hat immer gehört, daß es sich in der Kunst um Auffindung des Schönen handle. Er sieht das Schöne in der ihm geläufigen Kunst. Er sieht das Gegenteil von Schöner in der Neuerung. Daher sein Wehren, daher seine Empfindung: Dies ist nicht notwendig.

Hier setzt ein, was dem Laien von Künstlers Seite gesagt werden muß.

Es handelt sich in der Kunst nicht um Schönheit schlechthin, sondern um diejenige Schönheit, die sich ergibt aus der jungen, unmittelbaren Auseinandersetzung eines bestimmten Zeitalters und Menschen mit der einen und ewigen Welt. Kunst ist vor allem Ausdruck. Das heißt, sie ist Gestaltung aus ganz bestimmten einmal gegebenen, unabänderlichen Voraussetzungen heraus, die von Epoche zu Epoche wechseln. Sie ist Beziehung eines Veränderlichen zu einem Ewigen; Darlegung eines bestimmten Weltgefühls, einer bestimmten Weltanschauung, einer umschriebenen Zeitstimmung, einer gegebenen Kunstanschauung. Mozart konnte aus seiner Zeit heraus in seiner Weise musizieren: göttlich frei, himmlisch heiter, wohnend in einem unzerstörbaren Glück. Heute kennen wir das nicht, denn unsere Zeit ist tragisch belastet, irdisch schwer, in ihrem Lebensgefühl schuldvoll und gehemmt. Und so gibt es in jeder Epoche nur einen Weg, das Ewige der Kunst auszusprechen: den Weg der Zeitkunst. Die Zeit schenkt ihre Liebe und Kraft jedesmal nur einer bestimmten Kunstweise. Sie stattet diese mit dem höchst parteiischen Vorrecht aus, daß sie allein Ausdrucksträgerin ist und daß außerhalb ihrer alles Ohnmacht, Geschwächertum, Epigontum sein muß. Jede Zeit ermächtigt eine bestimmte Auslese von Gedanken und ästhetischen Anschauungen, das Höchste an Gebilde zu verwirklichen. Die Entwicklung der Kunst bewegt sich zwangsläufig mit der umsturzenreichen Entwicklung des Menschengesistes. Nur ein Träumer, nur ein Mensch der keine Ahnung von dem Lebensgehalt der Kunst hat, vermag den Gedanken zu denken, daß die Kunst unergriffen bleiben müsse von all dem wissenschaftlichen, technischen, sozialen, geistigen Umsturz, den wir im 19. Jahrhundert sich vollziehen sahen. — Der oft gehörte Einwand, es handle sich in der Kunst nicht um Richtung, sondern um Qualität, stützt nur, was hier gesagt wird. Es ist das offensbare Geheimnis alles Kunstwerdens, daß überwundene Kunstweisen keine Qualität mehr hervorbringen können; wenigstens nicht Qualität im letzten, tiefsten Sinne von künstlerischer Lebensenttäufelung. So gibt es heute, zehn Jahre nach Entthronung des Impressionismus, freilich noch Impressionisten. Sie arbeiten weiter, vielleicht nicht schlechter als früher. Aber als Bewegung ist der Impressionismus ausgeschöpft. Zur Not und zum Drang des Augenblicks hat er nichts Enttäufelndes oder Erlösendes mehr zu sagen. Er ist historisch geworden, wie die Realisten oder die Nazarener historisch geworden sind. Die Zeit aber, der Mo-

ment Leben, den unsere heutige Sonne bescheint, spricht nicht mehr durch seinen Mund; er hat sich ein anderes Sprachrohr geschaffen, weil ihm das alte nicht mehr tauglich war. Der Impressionismus hat Ewiges hervorgebracht aus der Vegetierung über dem Problem der Lust, des Lichtes, des vertieften, sinnlichen Naturgefühls. Nie vorher floß Landschaft so üppig und paradiesisch frisch in den Bannbezirk des Goldrahmens wie in dieser Zeit. Heute haben die Probleme des Impressionismus ihren Entwicklungswert, ihre Triebkraft, ihre Zeitbedeutung, ihre weltanschauliche Wichtigkeit verloren.

Heute handelt es sich brennend darum, den Menschen, sein Gefühl, sein Leben und Zweifel, seine Vegetierungen und Frömmigkeiten, als Maß aller Dinge wieder in den Mittelpunkt des Weltbildes zu rücken. Es ist ein anderes Wollen, ein anderes Mühen da, und dieses prägt der Expressionismus aus. Er flieht die treue Schilderung der Natur, weil er gerade das Nicht-Natürliche, den Menschen und seine ganze ungeheure fremdartige Geistwelt, herausstellen will. Er ist die äußerste Reaktion gegen die sinnlich-geistige Naturfrömmigkeit des Realismus, Naturalismus, Impressionismus. Und nur aus der Heftigkeit dieser Reaktion heraus kann sein fast verzweifelter Wehren gegen Naturverklärung richtig verstanden werden. Es mag sein, daß er mit diesem Wehren weit übers Ziel schießt. Es ist sogar sicher, daß er dies tut. Aber dies eben ist die Weise, in der die Menschheit sich überhaupt entwickelt: Das Pendel schwingt stark nach der einen Seite; es muß ebenso stark nach der anderen schwingen, bis Zeiten kommen, da es sich ruhiger um die gesetzgebende Schlichtheit der Senkrechten bewegt.

Das Ideal ist selbstverständlich, daß die Kunst die Menschen- und Geistwelt darstelle in inniger Angeschmieghtheit an die seiende Natur- und Körperwelt. Es ist ganz sicher Art eines innerlich zerstückten Zeitgeistes, diesen heftigen Krieg gegen äußere Naturform zu führen. Aber erst Zeiten, die innerlich befriedet und ruhig geworden sind, können diesen Krieg aufgeben. Diesen Zeiten eines ruhigen, tief frommen und genügsamen Lebensgefühls nähern wir uns gewiß. Aber der Weg zu ihnen kann nicht schwindelhaft übersprungen oder auf Fausts Wunschmantel zurückgelegt werden. Er muß redlich gegangen werden, Schritt für Schritt, Etappe nach Etappe. Wer das Ziel will, muß auch die Etappe wollen. Das gilt im Künstlerischen wie im Zeitpsychologischen. Künstlerisch kommen wir her von Epigontum und von geistfremdem Naturalismus. Wir müssen schrittweise den Weg zur Vergeistigung gehen, und auf diesem Weg ist der Expressionismus eine der letzten und wichtigsten Etappen. Zeitpsychologisch kommen wir her von einer grenzenlosen Depressierung des Menschen aus seinem geistigen Erbe. Denn Naturwissenschaft und Technik haben uns Materialismus und geistige Barbarei gebracht, haben den Menschen zum Fremdling gemacht inmitten einer Welt, die nur ihm gehört. Wir reißen diese Welt geistig nun wieder an uns, mit heftigen Gebärden, und eine wichtige, entscheidende Phase dieses Kampfes um die geistige Welteroberung ist der Expressionismus.

So müssen diese Dinge verstanden werden. Und deshalb gilt es für den Laien, mit dem Künstler jederzeit zum Umschwung bereit zu sein. Denn der Künstler steht unterm Zwange der Zeit wie der Laie. Der Künstler arbeitet für uns alle, wenn er kühn vorandringt, auch für den, der ihn meint ablehnen zu können. Geben wir ruhig zu, daß wir gegenwärtig noch nicht in einer Zeit leben, da eine Kunst von breiter, umfassender Volkswirkung möglich ist. Daran ist der Künstler so wenig schuld wie der Laie, der ihn kritisiert. Oder beide zugleich. Das Muß der Zeit steht über uns allen. Wir wissen solange von der Kunst nichts, als wir sie nicht begreifen als wesentliche, unaufhörliche Umwälzung. Wollen wir am Werden der Kunst teilnehmen, so müssen wir uns klar sein, daß dies ein Teilnehmen an einem Bewegen, an einem Entwickeln ist. Kunst ist Leben, und Leben wechselt von Einatmen zum Ausatmen, vom Steigen der Woge zu ihrem Sinken, Zielen entgegen, die wir ahnen und erwünschten können, die aber nur dann sich verwirklichen, wenn sie von allen herangeleitet werden in einer ungeheueren Zusammenfassung der edelsten Kräfte.

Krieg / Revolution der Wissenschaft.

Eine Buchbesprechung von K. U. Maier.

Von Ernst Kriek erscheint soeben bei Eugen Diederichs in Jena eine kleine Schrift, die obigen Namen trägt. Im ersten Teil des Büchleins wird die geistige Not des Volkes klargestellt, der zweite behandelt das zielgesetzte Thema im besonderen. Nicht um eine Geschichte der Wissenschaftsumwälzungen handelt es sich hier — Kriek ist nicht Geschichts- und Geschichtenschriftsteller! — sondern um Revolution schlechthin, künftige, erst zu schaffende, unerhört gründliche Revolution ist es, die hier gefordert und gepredigt wird, gefordert mit einem Mut, einer

aus tiefsten Tiefen schürfsenden Ueberzeugungskraft, wie sie all den bisherigen Kriekischen Werken innewohnt.

Wer Ohren hat zu hören und den Willen und noch die Kraft dazu, hier aus dieser neuesten Veröffentlichung Krieks ist's zu vernehmen, deutlich und eindringlich, was dem deutschen Volke Not tut, und wo zu allererst einzusehen ist, wenn Deutschland nicht rettungslosem Verfall und innerem und damit zugleich auch äußerem Untergang anheimfallen will.

Was Kriek hier predigt — es ist eine Predigt, gehalten

dem deutschen Volke, von solcher Eindringlichkeit und Neuheit, von solchem Wagemut in des Wortes gutem und bestem Sinn, von solcher Tatbereitschaft, von solchem stählernen Willen zum unbedingten Ja-sagen und Zupacken durchflutet — das wird die Besten des deutschen Volkes, wird alle diejenigen, welche Deutschlands wahrste und innerste Not erkannt haben, ebenso innerlich erschüttern und aufwühlen, wie ihm der Mut der Zustimmung vorenthalten werden bleiben wird bei all denen, welchen Formelkram, Schablone und verknöcherte Methodik, denen Kastengeist und Wissenschaftsdünkel den Weg zur Wahrheit, zur einzigen Wahrheit verschüttet und verammelt haben. Der sozialkonservative Schöpfergeist Kriecks — in seiner „deutschen Staatsidee“ hat er den gleichen Geist bei Bismarck so trefflich nachgewiesen — wird den Sozialisten nicht sozial(=sozialistisch), den programmäßig Konservativen nicht konservativ genug sein, und doch ist Krieck beides und durchaus, beides allerdings nur in des Wortes reiner und abgeklärter, in wahrhaft ideeller Bedeutung.

Wer diese neueste Arbeit Kriecks liest, erkennt von neuem, daß dieser Mann in keine Partei und Klasse hineinpaßt, schon deshalb nicht, weil Partei an ein gewisses Programm, an eine Art Schablone, um das häßliche Wort zu gebrauchen, notgedrungen und leider gebunden sein muß.

Krieck geht in seiner Schrift mit den Verfallserscheinungen der Kunst, der Religion, der Schule, der Wissenschaft zu Gericht, er geißelt den Marxismus ebenso scharf und wohl begründet, wie er die großen Gefahren der Lehre Nietzsches aufdeckt. In diesem letzten Auseinandersetzungspunkt werden Krieck aber wohl auch aus Anhängerkreisen Widerstände erwachsen, auch wenn ihnen die Kritik an dem großen Prediger zur Persönlichkeit unter dem Krieckschen Gesichtswinkel als höchster und einzig erstrebenswerter Daseinsform, den sie mit ihm teilen, begreiflich erscheint.

Es darf nie außer Acht gelassen werden, daß die fast verzweifelte Art, die Ekstase, mit der Nietzsche den Herrenmenschen fordert, eine ins Krankhafte gesteigerte Reaktion gegen die Verwurzelung, gegen die öde Gleichmacherei ist. Auch der Schrei Nietzsches nach Einsamkeit stammt aus einer aus Einsamkeit tot und gewordenen Brust, und sensible Menschen können von ihm aus wohl die Brücke finden ins Menschenland, in die Gemeinschaft, die die Persönlichkeit nicht mordet.

Doch geht Krieck als Prophet seiner heiligen Sache den ganz geraden Weg, den Weg, den sein Instinkt ihm eingibt.

Wie sich Krieck zur Theosophie, zum Neubuddhismus und dergleichen Erscheinungen stellt, mag aus seiner Gesamteinstellung auf deutsche Schöpferkraft, deutschen Geist und deutsche Stilforderung nicht wundern.

Trotz alles Wissens darum, wie rhapsodisch aus dem Zusammenhang gerissene Sätze leicht verwirrend zu wirken vermögen, sollen einige Sätze aus der hier gewürdigten Krieckschen Arbeit angeführt werden, die zeigen sollen, mit welchem Mut, mit welcher Klarheit und Unzweideutigkeit Krieck den urchimlichsten und eingestricheltesten Krebschäden und System-Fäulnisercheinungen unserer Zeit auf den allerwichtigsten Gebieten zu Leibe rückt. Vielleicht locken die Sätze zu Greifen nach dem so inhaltsreichen und inhaltschweren Werke selber. Denn, was hier in sechs Buchseiten an konzentriertem Wissen und aus diesem sich hoch heraushebendem Schöpfergeist offenbart ist, läßt sich mit Sätzen und Schlagworten und in Form einer „Besprechung“ überhaupt nicht abtun. Hier gilt nur die eine eindringliche Forderung: Nimm und lies! Gewiß wird die Standpunktklärung Kriecks da und dort zum wenigsten ebenso sehr ein Kopfschütteln hervorrufen, als vor seiner unerbittlich vernichtenden Kritik manche Sätze sich einstellen wird. So wird beispielsweise dem Satze: „Sind Demokratismus und Marxismus — diese Ideen entgegengesetzten Ursprungs, die untereinander eine Ehe eingingen — dahin, dann erst wird an ihre Stelle treten die große einige Idee, die unsere Daseinsformen gestaltet“ von mancherlei Seiten die Zustimmung versagt bleiben. Versagt, trotzdem Krieck demjenigen, der sich nur überzeugen lassen will, in seiner Schrift deutlich beweist, daß der Marxismus mit dem Umsturz seine gänzliche Haltlosigkeit und Unfruchtbarkeit bewiesen hat und daß „die Nation aufatmen darf, von der marxistischen Zwangsjacke des Geistes befreit zu sein.“ Ebenso wahr ist es auch, daß die jetzige Form der Demokratie nicht die richtige ist, und daß diese erst gefunden werden muß.

Treffliches weiß Krieck besonders über die heutige Kunst zu sagen. Einige Sätze seien herausgehoben:

„Der Literat, angeblich Führer und Schöpfer des neuen Geistes, ist nur seine schnarrende Wetterfahne: bis zu mehreren Malen dreht er sich lechzend um seine Achse, und jedesmal wird neuer Geist, neue Weltanschauung, neue Literatur und Kunst; zuletzt ist auch Staat, Wissenschaft und Gesellschaft im gleichen Wirbel . . .“

Der Literat hat selbst kein Wachstum und ist deshalb Todfeind alles Wachstums . . . Sein Stil ist Mode in Geist, in Kunst und Politik.“

Aus der Kunstbetrachtung:

„Mit den tieferen Weltanschauungsgrundlagen blühte sie (die Kunst) auch die Fähigkeit ein, Trägerin und Uebermittlerin geistiger Werte zu sein: sie wurde je mehr und mehr zu einer Angelegenheit der Technik, die sich in den Dienst jeder Willkür und Gesetzlosigkeit stellte. Man wird die Zeit des Part pour Part und der souveränen Künstlerpersönlichkeit schwerlich eine Blütezeit der Kunst nennen dürfen, so sehr sich auch beflissene und interessierte Federn um solchen Nachweis mühten . . .“

Ueber Stil wird u. a. gesagt, er setzt ein Mindestmaß an Form und Können, das jedes Werk erfüllen muß, wenn es überhaupt Höhe und Bedeutung erlangen will . . . Kunst ohne Stil führt zur Anarchie, zur Barbarei . . . Freiheit, ist stets oberhalb, nicht außerhalb des Gesetzes. Jetzt wird aber die Kunst von einer Mode zur andern gewirbelt, von einer „Richtung“ in die andere geht durch das Kunstschreibertum, das Kunstschreibertum und das verbündete, den Markt beherrschende Kunstschreibertum . . . Der Geist wird ersetzt durch den Verstand, das Wachstum durch Organisation, der Gehalt durch Methode und leeren Formalismus, die Gesetzmäßigkeit der Werte durch die Mode, der Stil durch die Manier, und das Eigene durch Effektzismus und Import. Franzosenmoden, Engländermoden, Russenmoden — in Kunst, Literatur, Politik, und wenn der abendländische Kulturkreis ausgeschöpft ist, dann geht der Schieber nach Asien, zu Indern und Chinesen, dann zu Südsibirianern und Negern . . . Alles rundweg, alles haben wir mangels eigenen Lebensgehaltes.“ Diese letzte Behauptung mündet Krieck auch auf die Religion an, nachweisend, warum Protestantismus wie Katholizismus sowohl die Wahrzeichen des Verfalls ausgedrückt erhalten mußte, nachweisend, warum zu verwerfenden Fremdgewächsen auch im religiösen Fühlen (Neubuddhismus, Theosophie etc.) übergegriffen wurde.

„Wo das geistige Leben einer Gemeinschaft gesund ist, gibt es nur eine Weltanschauung, weil es bei aller lebendigen Gegenfäglichkeit doch nur ein Leben, nur einen Lebenssinn, ein Lebensziel und einen Lebenswillen gibt . . . Wahrheit tut uns not, nicht Wahrheiten.“

Bei den Wissenschaften beklagt die Schrift, daß ihre Wahrheiten zum Selbstzweck geworden sind, die sich aus dem Dienst des Gemeinschaftslebens losgelöst haben.

„Die Arbeitsteilung hat die Gemeinschaft aufgehoben . . . Zwischen je zweien, die nebeneinander arbeiten, bauen sich undurchdringliche Wände auf, auch wenn sie zur selben Fakultät gehören. Jedes „Fach“ ist eine Welt für sich geworden . . . Idee und konkreter Stoff ist der Wissenschaft ausgegangen . . . Der Philologe bildet Philologen, der Historiker, der Techniker, der Physiker seinesgleichen. Und der Philosoph . . . bildet wiederum Professoren der Philosophie als Fortpflanzler der auf den Lehrstühlen herrschenden Geheimlehren . . . Sie sind keine innerlich einige Körperschaft mit gleichem Glauben . . . Nichts liegt der ewigen Wahrheit ferner als der gesonderte Begriff, denn sein Wesen ist Begrenztheit, Bedingtheit, Relation schlechthin . . .“

In Sammlungen aller Art wird gesammelt, geordnet, mit Aufschriften versehen, was sich an toten, ausgestopften und unter sich reichlich beziehungslosen Material nur sammeln, ordnen und mit Aufschriften versehen läßt . . . An Stelle einer Weltanschauung jene Allerwelts-Allgemeinbildung, die von jedem Ganzen sich einige Fäden, einige leichte Halbheiten aneignet: als Stempel der Zugehörigkeit zur führenden Klasse . . . Wirklichkeit ist nichts anderes, als Wirken, Wirksamkeit aus der Idee.“

Die Schrift beleuchtet die großen Verdienste Hamanns, Rankes, Möllers, Pestalozzis, Humboldts u. a. ebenso scharf, wie die Schwächen Hegelscher und Kamprechtscher Philosophie oder des Spenglerschen Entwicklungsfatalismus und Schematismus, das Taylorsystem mit seiner Bichtung von „Zehntelsmenschen.“

Generalabrechnung ist es, die Krieck hier wieder einmal in seiner scharf kritischen und tiefgehenden Art unternommen hat. Wie angedeutet, wird sie manchenorts als zu kühn erachtet werden und schlimmer wäre sie auch wirklich, wenn sie nicht andere, bessere, reine Wege zu weisen imstande wäre. Aber gerade das Schöpferwalten Krieckschen Geistes, der aller Fäulnis, allem Verfall so gründlich zu Leibe rückt, und an deren Stelle frisches Leben, Tat und gesunden Aufbau setzt, hat das Recht gehört und beachtet zu werden: mehr beachtet zu werden als es bisher geschah und die Lage, welche Dr. Ernst Michel, (der Autor des Buches der Weg zum Mythos) im Matheft des Schwäbischen Bundes in dem (im „Karlstr. Tagblatt Nr. 192 d. J.) erwähnten Aufsatz über Kriecks bisheriges Schaffen vernehmen ließ, die dahin ging, daß dieser „Bahnbrecher zukünftiger Volkserziehung“ nicht die Beachtung und Würdigung findet, die er verdient, wird hoffentlich nicht gar zu lange mehr haltbar bleiben können. Kriecks Führerpersönlichkeit seltener Art ist schon von verächtlichen und beachtenswerten Seiten her erkannt und hervorgehoben worden, mehr als ihm selber wohl lieb ist. Und doch besteht Gefahr, daß dies alles in den Wind gesprochen ist. Zu beklagen hätte das niemand mehr als der deutsche Volkskörper.“

Krieg fordert statt Spezialisten Vollmenschen. Er fordert und richtet aber nicht nur, er weist Wege, gangbare, einzig zur Befriedung mögliche Wege. „Jede Zeit, jedes Volk, ja, jeder Einzelne besitzt sein Maß an Vollkommenheit“, wie solche herauszukristallisieren ist, das zeigt Krieg in prägnanter Schärfe und Klarheit. „Die Einheit des Lebens verlangt Zusammenwirken aller Sonderfunktionen, sämtlicher Kräfte im Dienste eines gemeinsamen Ziels. Das ist Sinn des organischen Lebens.“ Und wer solches aus dem Krieglichen Schaffen nicht erkennt, der will es eben nicht erkennen.

An den Fingern aufzählbar sind die Bücher, die in solcher Kürze und Kondensiertheit eine solche Fülle von tiefen Gedanken und Weisheiten entfalten, wie die Krieglichen Werke allesamt es tun. Auch hierin ist er Führer, und Mahner dürfte er werden all den vielen leeren Zeilenfüllern. Was ist in den 60 Seiten der „Revolution der Wissenschaft“ nicht alles klargelegt und zum geistigen Niederschlag gebracht!

Seltensten Gewinn wird jedermann erhalten, der ernsthaft nach diesem Heftchen greift, vielen aber wird es werden zu einem — Evangelium schlechthin.

Emil Kast / Das Fridericianum zu Davos.

In einer Zeit, wo die Fragen der Jugendziehung und des Auslandsdeutschums mit tiefinnerstem Rechte mehr denn je im Vordergrund allgemeiner Sorge stehen, bedarf ein bescheidener Bericht über ein Institut, das wie nur sehr wenige andere so ganz lebendiger Träger tätigen Deutschseins ist, keiner Rechtfertigung. Uns Badenern darf und muß diese deutsche Auslandschule hoch oben in den ewig schönen Graubündner Bergen um so mehr am Herzen liegen, als sie dem Schutze unserer heimatischen Behörden insbesondere anvertraut und seit der Entstehung unterstellt ist, mit unsern badischen Schulwesen in denkbar engem, lebendigen Zusammenhang wirkt. Der Gründer der Schule ist der badische Geheime Hofrat Dr. Hermann Perthes gewesen, bis 1878 Leiter der für den letzten badischen Großherzog und damaligen Erbprinzen Friedrich II. eingerichteten Friedrichsschule in Karlsruhe. Ein Lungenleiden zwang den tüchtigen Pädagogen die liebgewordene Stellung im Tiefenland aufzugeben. Er suchte Heilung in dem eben aufblühenden Davos und gründete im Sommer 1878 ein Internat für körperlich schwächliche Knaben; er durfte seiner Gründung den Namen Fridericianum nach dem Großherzog Friedrich I. zulegen, der der Anstalt wie ihrem Leiter zeitweises rege Teilnahme zuwandte. Die Einrichtung führte Perthes auf Grund der wichtigen Erzieherverkenntnis durch: ein dem jeweiligen Gesundheitszustand entsprechendes Maß geistiger Beschäftigung trage unzweifelhaft mehr zur Genesung bei als die bei einem völligen Nichtstun oder einem in den Alltagsändeleien aufgehenden Leben unausbleibliche Langeweile und Verdrossenheit. Perthes erkrankte ein zu früher Tod. Sein Nachfolger wurde nach einem Interregnum des tüchtigen Dr. Ulrich Schaarschmidt der Mann, der die glänzende Entwicklung dieser Anstalt recht eigentlich in Fluß gebracht hat: Geheime Hofrat Heinrich Mühlhänker. Er hat Perthes Pläne weitergeführt und in ganz umfassendem Sinne mit unermüdlicher eigener Tatkraft ausgebaut. Dreißig Jahre hat er alle seine Kräfte der inneren und äußeren Entwicklung dieser Anstalt gewidmet. 1911 lösten den schwerkranken Mann die beiden jetzigen Direktoren Bruno Mübiger und Dr. Hugo Bach ab. Sie traten ein großes pädagogisches Erbe an, das die schwerwiegendsten idealen Verpflichtungen auferlegte. Es ist hier nicht der Ort, Wertungen auszusprechen; jedem, der aufrichtiges Interesse für diese Schule befundet, stehen die überaus lesenswerten Jahresberichte und ein vor einigen Monaten um zwei Jahre veripäet erschienenen Gesamtbericht zum vierzigsten Jubiläum des Fridericianums sofort zur Verfügung. Aus diesen Materialien erhellt in schlichter eindringlicher Sprache das Fazit einer Leistung, die speziell im verflochtenen Jahresbericht in hingebungsvoller Durchführung weitest gesteckter Ziele mit nie erlahmender Ausdauer erstrebt wurde; an ihren Früchten darf man sie wahrlich rühmend erkennen.

Der Typus gerade dieser Auslandschule dürfte nicht nur dem Pädagogen im engern Sinne, sondern jedweden, dem Verständnis für Fragen der Erziehung und Wissensvermittlung eigner, reizvoller Gegenstand intensiver Betrachtung sein. Die Benennung „Schulanatorium“ ist glücklich: eine Synthese von Schule und Gesundheitsheim wird hier verwirklicht, in der Tat ein nicht eben nicht zu löbendes Problem. Als Schule umfaßt das Fridericianum die Vorschule für die Kleinen bis zum neunten Lebensjahre, sodann neunklassige Mittelschulen der Kategorien humanistisches Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule und Realschule (für Knaben und Mädchen im Unterricht gemeinsam, Internatszöglinge sind nur Knaben). In Anerkennung für ihre Leistungen ist die Direktion seit 1918 ermächtigt, selbst nach Abhaltung des vorgeschriebenen Examen (unter Vorsitz eines dem badischen Unterrichtsministerium entnommenen Reichskommissars, bisher Geheime Oberregierungsrat Dr. h. c. Reim) das deutsche Abiturientenzeugnis auszustellen. — Was den Schulbetrieb kompliziert, ist der Charakter der Auslandschule. Soll ein solches Institut im edlen und praktischen Sinne Kulturvermittler sein, so muß auch dem ausländischen Schüler Gelegenheit geboten werden, zu seinem eigenen Nutzen am Betrieb dieser deutschen Anstalt teilnehmen zu können. Es muß der Unterricht also unter Einordnung seiner spezifisch deutschen Eigenart in allgemeinere Zwecke dem Unterrichtsziel wenigstens der Schweizer Mittelschulen gerecht zu werden trachten. Dieser Forderung Genüge zu leisten ist das Fridericianum seit Jahrzehnten erfolgreich befähigt. Es hat immer eine beträchtliche Zahl junger Schweizer zu den Fridericianern gehört. Selbst durch die Neutralität hervorgerufen, während des Krieges stärker betonte kühle Zurückhaltung in weiten Kreisen auch der deutschsprechenden Eidgenossen hat, soweit ich es während nahezu drei Jahren persönlich verfolgen durfte, einen merklichen Rückschlag der schweizerischen Besucherziffer nicht bewirkt; statistisches Material steht mir im Augenblick nicht zur Verfügung. Ein bedeutendes Urteil aus dem berufenen Munde des schweizerischen Schulinspektors Mathis in einem für die Öffentlichkeit bestimmten Schreiben darf auch in den vorliegenden Ausführungen nicht fehlen: „Kinder schweizerischer Abkunft und deutsche Jungen sitzen einträchtig beieinander und empfangen mit sichtbarer Freude einen erweckenden und gefühlbetonten Unterricht. So sind alle Möglichkeiten gegeben, daß sich die Jugend im Heimatlichen geistig und seelisch verankert, und daß aus dem Heimatgefühl die Heimatliebe entspringt, die der Schüler auf unser ganzes Schweizer Vaterland überträgt. — Im Fridericianum wird auch die schweizerische Literatur zu Ehren gebracht, wie sie in unsern Dichtern und Schriftstellern so ruhmvoll vertreten ist. Ein Hauptaugenmerk wird ferner auch auf die ethische Wertung der Arbeit gelegt, kurz das Fridericianum zu Davos geht mit unsern bessern einheimischen Bildungsanstalten gemeinsame Wege, die Jugend zu tüchtigen Bürgern und Bürgerinnen heranzubilden, um sie zu guten Menschen zu erziehen.“ — Jedermann wird erkennen, welche heikle Bedingungen pädagogischer Verantwortung wie persönlichen Feingefühls hier tagaus tagein beachtet werden müssen, in einer Zeit, in der neben dem politischen nicht weniger das kulturelle wie gesellschaftliche Gebaren des Deutschen von den Neutralen und den bisher feindlichen Ausländern unter die schärfste Lupe genommen wird. Die Erfüllung einer so ins allgemeine Geistige und Menschliche zielenden Mission ist ein Unterfangen, dem nur innerer Drang und rastloses Arbeiten aller dabei verantwortlichen Persönlichkeiten wünschenswerten Erfolgs erwirken können; zweifellos des Eifers der Tüchtigsten wert.

„In so das Ziel der Schule Bedienung und Ausbau der intellektuellen Fähigkeiten, so sieht das Sanatorium seine Aufgabe darin: die geschwächte Gesundheit der anvertrauten Zöglinge zu heben, diese zu physisch wie psychisch vollwertigen jungen Menschen heranzubilden. Die Hauptleistung der Direktoren und Lehrer besteht aber darin, die Arbeit in Schule und Sanatorium zur Einheit zu zwingen: Persönlichkeiten, wenn nicht zu schaffen, so doch zu wecken, die den späteren Anforderungen des Lebens, sei es in welchem Berufe es nur wolle, mit jugendlich elastischem Selbstvertrauen entgegensehen und regen Geistesanstrengungen können. Immer gilt ja noch, daß höchstes Glück der Eidentinder nur die Persönlichkeit sei. —

„Die Behandlung der Zöglinge besteht der Hauptsache nach darin, daß das tägliche Leben hygienisch-diätetisch unter Berücksichtigung individueller Bedürfnisse geregelt wird. Reichlich frische Luft drinnen und draußen, Hautpflege durch Abreibungen und Bäder, kontrollierte Kleidung, reichliche und nahrhafte Verpflegung, reichlicher Schlaf, individuell sorgfältig abgemessene geistige und körperliche Arbeit, das sind die hauptsächlichsten Kurmittel.“ So formuliert der Prospekt des Fridericianums die Aufgabe des Schulanatoriums. Lehrer, Erzieher und Ärzte müssen Hand in Hand arbeiten. Der Arzt hat in diesem Falle den Vortritt, denn nach seiner Entscheidung erst darf das Maß der Pflichten für jeden Schüler ganz nach dessen körperlicher und seelischer Eigenart bemessen werden. Ein Hauptgewicht beim ganzen Unterrichts- wie Internatsbetrieb liegt in der möglichst intensiven Ausnutzung der klimatisch einzigartigen Vorzüge von Davos und dem Landwasserhospiz. Im Winter schließt der Vormittagsunterricht um elf Uhr, die Arbeit wird erst am Nachmittag um vier Uhr fortgesetzt, so daß die Schüler von der knappen Stunde der Mittagsmahlzeit abgesehen gerade die sonnigen Stunden im Freien zuzubringen in der Lage sind, sei es auf dem Liegestuhl, der Eisbahn, den Terrassen der Anstalt oder beim Spazierengehen. Die Davoser Sonne ist ja ein Kapitel für sich; wer je ihre in jeder Beziehung ungläubliche Wirkung speziell im Winter zu kosten das Glück hatte, dem wird das feuchttrane Tiefenland vom Oktober bis zum April ewig ein fremd- und trostloses Mißheim sein. — Der Unterricht des Fridericianums spielt sich im Sommer möglichst ununterbrochen auf den schönen Terrassen des Hauses ab.

Ein verstorbener Davoser Arzt Dr. Alexander von Muralt hat einmal in einem Vortrag den Kern dieser durch ihre äußern wie innern Umstände besonders erschwerten und eigengesetzlichen Sanatoriumspädagogik folgendermaßen umschrieben: „Ein Kranker, der anfangs sehr große Schonung braucht, gewöhnt sich nur zu leicht daran, daß man ihn bemitleidet, ihn mit Geschenken verwöhnt, er gewöhnt sich daran, nur auf den Knopf zu drücken um sich für jede Kleinigkeit bedienen zu lassen. Besonders junge Leute, die im Leben noch keinen bestimmten Platz eingenommen haben und die Freuden der Arbeit nie genossen haben, versinken leicht in diesem Scharasfenleben und kommen, wenn sie genesen, dann in einen Zustand, in dem ihnen Essen und faules Herumliegen höchster Genuß und Lebenszweck ist. Natürlich muß es das Ziel jeder vernünftigen Phthiseotherapie sein, die Entstehung solcher Kunstprodukte zu verhüten, und ich persönlich stehe auf dem Standpunkt, daß die ärztliche Ethik uns eher befiehlt, solche Kranken durch zu große physische Züchtung moralisch zu retten, auf die Gefahr hin, daß sie körperlich Schaden leiden oder sogar zu Grunde gehen, als aus ihnen körperlich gesunde Taugenichtse zu schaffen.“ — Der Verfasser der oben zitierten Jubiläumsschrift Direktor Dr. Bach urteilt aus seines Kollegen Rädiger und seiner persönlichen Erfahrung als Anstaltsleiter wie folgt: „Knaben und junge Leute mit schwächlichem Körper oder gar Konvaleszenten nach jahrelangen Krankheiten — wir erinnern nur an die Asthmatiker, die in der Regel nach jahrelangen Irrfahrten Davos als ultimum refugium aufsuchen, um endlich im Klima des Hochgebirges wirklich von ihren Leiden befreit zu werden — solche Jugend hat mit Hilfe der besorgten Angehörigen vorzüglich gelernt, das eigene Ich in den Mittelpunkt ihres Daseins zu stellen. Im Fridericianum dürfen sie meistens nach kurzer Zeit daran erinnert werden, daß das Leben auch für sie Pflichten hat und daß man auch mit schwächlichem Körper einen Pflichtenkreis, und sei er auch noch so klein, ausfüllen kann. So tritt hier gar manchem das Leben von dieser Seite zum ersten Male entgegen.“ — Nur Erfüllung der individuell zu bemessenen Obliegenheiten und die rückhaltlose Hingabe unter die bestehende Hansordnung können den Zögling zum wünschenswerten Erfolg eines Aufenthalts im Fridericianum gelangen lassen. Daß diese Absicht oft nur mit Ueberwindung größter von den verschiedensten Seiten einsetzender Obstruktionen mühsam errungen wird, leuchtet auch dem ein, der noch nicht Augenzeuge eines — interessanten — Internatsleben zu sein Gelegenheit hatte, wo man es nicht mit

reflos gefunden, sondern mit mehr oder minder kränklichen und darum umso launischeren, jugendlichen Insassen zu tun hat. Die Erfolge sprechen aber so beredt, daß allein durch sie der Beweis geliefert ist, daß alle Kräfte dieser Auslandsschule in sachgemäßer Betätigung und vollkommen zielbewußter Richtungsrichtung den Aufgaben nachzustreben sich bemühen.

Zur gegenwärtigen Stunde steht die Anstaltsleitung leider nicht ohne Grund mit Sorge in die nächste Zukunft. Der klägliche Stand des deutschen Geldwertes in der Schweiz hat vor allem im vergangenen Winter und Vorfrühling die deutschen Gäste Davos geradezu fluchtartig zu verlassen gezwungen. Auch die sonst immer stattliche Zahl interner Schüler des Fridericianums ist in einer Weise zurückgegangen, deren Dauer weder von dem engeren Freundeskreis des Hauses noch allen denen als harmlos angesehen werden darf, die einen Fortbestand des so eminent wichtigen deutschen Schulwesens im Auslande für dringend wünschenswert erachten. Es ist ja zu hoffen, daß es sich nur um eine verhältnismäßig akute Krise handelt, hat die Mark doch mit einer gewissen Stabilität einen Wert zurückgewonnen, der den beklagenswerten Tiefstand vom Winter um mehr als das Doppelte aufgeholt hat. Der Wunsch nach weiterem Steigen unseres Kurfes in der Schweiz ist drinnen und draußen allgemein. Das Fridericianum ist aller Ungunst der Zeiten bisher trotzend noch unentwegt auf dem Posten, seiner Kulturmission zu dienen; ja die Anstaltsleitung ist sogar grundsätzlich bereit, in dringenden Fällen noch jezt ganze Freistellen oder weitgehende Ermäßigung neuanzumeldenden Schülern zu gewähren. Derartige Vergünstigungen sollten ja ursprünglich durch die Beiträge einer Vereinigung ehemaliger Fridericianer „Fridericianer“ (Stk Davos mit Ortsgruppen in zahlreichen, großen Städten des Deutschen Reichs) gewährleistet werden, noch aber ist infolge der vernichteten Valuta der Fundus dieser Gesellschaft zu klein, um schon jezt mit einigem Erfolg in Wirksamkeit zu treten. Umso höher ist die nicht ermüdende Initiative der Anstaltsleitung zu werten.

Man kann nur den herzlichsten Wunsch hegen, daß die unserm heimischen Unterrichtsministerium unterstellte Auslandsschule in glücklicher Ueberwindung der gegenwärtigen äußeren Hemmungen nach wie vor eine der leuchtendsten Zierden badischen und deutschen Schulwesens sein kann. Mehr denn je tat unserm Volkstum, seiner Gestaltung und seiner Auswirkungsmöglichkeiten, solcher Wegebereiterdienst bitter not. Fridericianum floreat et crescat!

Albert Serauer / Einem verlorenen Freund: Ein Nachruf.

Vor ein paar Tagen haben sie ihn begraben. Ich war nicht dabei; ich habe es nur in der Zeitung gelesen. Dabei zu sein hätte ich auch kein eigentliches Recht gehabt. Denn gekannt — auf Grund jener lächerlichen gesellschaftlichen Zeremonie des persönlichen Vorstellens gekannt — habe ich ihn ja nicht. Ich wußte, wie er hieß; wußte auch, von meinem großelterlichen Hause her, mit dem er — vor Jahrzehnten — bisweilen in Berührung gekommen war, einiges wenige von seinem Leben. Aber nicht dies machte den Grund jener seltsamen innern Vertraulichkeit aus, die ich seiner Erscheinung gegenüber empfand und die ich mir das Recht nehme, Freundschaft zu nennen — trotz ihrer Einseitigkeit und Unausgesprochenheit. Gerede und fremdes Urteil waren mir nie — und sind ja auch nie — eine Quelle der Menschenkenntnis. Was ich von dem Toten wußte, das hatte ich an ihm selber abgelesen. An dem vollen, lockigen, früh erbleichten, zuletzt ganz schneeweißen Haar; den warmen Augen unter der reinen Stirn; dem Mund besonders, um den eine tiefe, über schmerzliche Enttäuschungen Herr gewordene Güte lag; der lebenswürdigen Neigung des Kopfes; dem bescheidenen, doch sicheren Gang — kurz, an den tausend kleinen Zügen, die uns, ganz unbewußt, ein so klares, so richtiges Bild eines Menschen geben, seines eigensten, innersten Wesens, ein so viel wahreres Bild zumeist als seine bewußten Worte und Handlungen es uns vermitteln. Der alte Mann, von dem hier die Rede ist, hatte sich durch ein langes Leben, das nicht arm war an Schmerzen und Kämpfen, eine große Reinheit und Güte bewahrt. Das las ich seiner Erscheinung ab. Das Wesen, das aus ihr sprach, strafte den häßlichen, mir stets verhassten Aberglauben Lügen, daß Menschenart im Grunde böse sei und daß Leben nichts anderes heiße als: schmutzig werden. Das hatte ihn mir lieb und ehrwürdig gemacht. So daß es mir wehe tat, als

ich von seinem Tode las. Und wenn ich nicht in Person bei seinem Begräbnis war, — in Gedanken war ich dort. Und die Empfindung eines Verlustes ist noch heute lebendig in mir; mit vollem Recht, wie ich glaube. Oder binden Zufall und Gewohnheit Menschen fester als was mich mit diesem alten Manne verband, dem ich nie ein Wort gesagt, nie die Hand gedrückt habe? Sind das nicht unsere besten Freunde, die uns an die Güte des Menschen glauben lehren? Und darf ich also, ja muß ich nicht heute befehlen: ich habe einen Freund verloren?

Selbst freilich: was von ihm zu mir herüber wirkte, darüber war ich mir nie so klar wie heute. Und heute weiß ich zugleich: ich werde ihn nie wieder sehen. Nie. Und in das Gefühl des Verlustes mischt sich etwas wie Reue. Gewiß: zu dem, was er mir war, bedurfte es der Worte nicht und des Händeschüttelns. Und doch: habe ich nicht doch etwas versäumt? bin ich nicht irgend wem etwas schuldig geblieben? dem alten Manne? mir selber? dem Leben—? Hätte das nicht am Ende einen guten, reinen Klang gegeben, wenn meine Zuneigung und seine Güte zusammengekommen, eines gegen das andere laut geworden wäre? Hätte nicht sein Leben vielleicht und meines — und also das Leben überhaupt — eine Bereicherung erfahren durch solchen Zusammenklang? War nicht dieses ganze Verhältnis darauf angelegt? Hätte ich nicht alles tun müssen, Unausgesprochenes zu Worten, unklar Gefühls zu bewußter Klarheit werden zu lassen? Ich aber habe nichts getan.

Und warum? Ich erröte, es zu denken: weil es nicht Brauch ist unter Menschen, auf jemanden zuzugehen, offen und ehrlich, und ihm die Hand zu bieten, einfach weil man sich zu ihm hingezogen fühlt; weil es nicht vornehm ist, und vielleicht auch nicht gerade immer vorteilhaft, oder gar ein wenig lächerlich, wenn man

sein bißchen Herz offener trägt als es der gute Ton will. Man darf ja das Gegenteil auch nicht; nicht wahr? Man darf keinem, der ein noch so großer Tropf ist, zu verstehen geben, was man von ihm hält. Um Gottes willen nicht! Und so verschwenden wir Worte und Freundlichkeiten an Menschen, die beides so wenig schätzen wie verdienen; und an andern gehen wir vorüber und lassen uns, wenn's hoch kommt, am Gefühl einer gewissen Gleichgestimmtheit genügen. Und ist doch erst da Musik, wo aufeinander gestimmte Saiten gemeinsam ins Schwingen kommen; und da erst ist Leben, wo aus gleicher innerer Richtung Gemeinschaft wächst!

In mir zuckt und brennt etwas, wenn ich das überdenke. Ist das nicht die bitterste Not unserer Tage, daß Tröpfe und Schufte überall duzendweis zusammenhangen? daß sie die Schick-

sate von Völkern in Händen haben, die besseres verdienen? Und derweil stehen die Besten einsam abseits, und Köpfe, die führen, Hände, die schaffen könnten, müssen feiern. Wo aber ihrer zwei einander begegnen, gehen sie aneinander vorbei. Ist nicht auch das schwerster Verlust? Es zuckt und brennt in mir, wenn ich das denke. Und ein Entschluß springt empor, einfach, klar, hart.

Ja, mein lieber alter Freund! Ich hatte Dich verloren, lange ehe Du starbst. Aber nun Du im Grab liegst, finde ich doch den Weg, der mich zu Dir hätte führen sollen.

Ihn will ich künftig gehen. Und Deiner dabei gedenken. Es soll mir kein Freund mehr verloren gehen. Ohne daß ich ihm ein Wort gesagt, ohne daß ich ihm die Hand gedrückt hätte. Keiner mehr wie Du!

Karl Joho / Schwester Helenens Tandaradei.

Die Krankenschwester Helene stach eben, als es drei schlug, zum letztenmal ihre Kontrolluhr.

Die helle Augustnacht draußen kämpfte in tausend Schleiern mit der Morgendämmerung. Schüchtern und unterdrückt piepste eine Amsel unten im Spalier, und eine Lerche drüben im Kornfeld stimmte ihre Kehle zum Morgenruf.

Schwester Helene war mit ihrem Nachtwacheteil fertig und konnte sich zu Bette legen bis morgens 8 Uhr. Aber ein Knäuel von unsicheren, unaussprechlichen, unaßlichen Wünschen beengte ihr Herz. An Ruhe war also doch nicht zu denken. Zuinal die Schlaflosigkeit der Mitternachtsstunden längst überwunden war.

Ein Gedicht, das sie in den Pausen des nächtlichen Rundgangs gelesen hatte, ging ihr nicht aus dem Sinn. Sie hatte es schon früher gekannt, aber nur gelesen, wie man oft Gedichte liest, mit ästhetischem Behagen und der Freude an der Gedankenrundung. Doch nun hatte sie die Verse so in sich aufgenommen, wie man es immer tun mußte. Als ob man der Dichter wäre und eben die Strophen selbst geboren hätte. Helene nahm das ziegelrote Reclamheftchen nochmals vor, als sie gedankenzag die Treppe zum Garten hinabstieg.

So, jetzt kannte sie die wenigen Zeilen auswendig und sagte halblaut vor sich hin:

„Unter den Linden, bei der Haide,
Da unser beider Bette was.
Da könnt ihr finden, wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald, in einem Tal,
Tandaradei! Sang so süß die Nachtigall.

Kam da gegangen hin zur Aue
Und mein Liebster war schon da.
Da ward ich empfangen, hehre Frau!
O welches Glück, daß ich ihn sah!
Ob er mich küßte? So manche Stunde?
Tandaradei! Seht wie rot mir ist der Mund.

Da hat er gemacht schnell bei Scherzen
Von Blumen reich die Ruhestatt.
Ja, mancher noch lachet von ganzem Herzen,
Wenn er kommt denselben Pfad.
An den Rosen er wohl mag,
Tandaradei! Merken, wo das Haupt mir lag.

Wüßte das einer, daß geblieben
Er bei mir, ich schämte mich.
O wollte doch keiner was wir trieben,
Erfahren je, nur er und ich
Und ein kleines Vögelein:
Tandaradei! Das wird wohl verschwiegen sein.“

Mechanisch schloß Helene mit einem der vielen Schlüssel, die ihr an einer Wollschnur an der Seite hingen, die Gartentür auf und trat in das werdende Frührot hinaus. Die große Krankenanstalt lag leblos im Schattendämmer. Allmählich verblassende Lichtstreifen zeigten die beleuchteten Korridore der Stockwerke. Von Zeit zu Zeit huschte ein grauer Schatten durch die öde Stille dieser Gänge: die Nachtwache. Die Leblosigkeit und Abgeschlossenheit wurde um so fühlbarer und eindringlicher, wenn hin und

wieder aus den vergitterten Gekhäusern des Haupttraktes der Schrei eines halluzinationsgequälten Kranken aufgestie.

Schwester Helene hörte und sah das ohne seelischen Aufrehr. Seit den drei Jahren, in denen sie in der Irrenanstalt als Pflegerin in Diensten stand, war sie hart geworden. Das Außerliche berührte sie kaum mehr. Nur wenn ein sorgendurchzitterter, ewig hoffender Brief eines Kranken-Angehörigen in ihre Hände kam, oder wenn sie einer vergrämten Mutter beim Besuch des frankten Sohnes, ach, so gequält optimistische Trostworte mitgab, dann sah sie wie am ersten Tag der ganze Jammer des ungeheuerlichen Elends an, das in den Mauern der Anstalt hochte wie ein böses Fabeltier.

Helenens Vater, ein Volksschullehrer, der in Händeln mit dem Ortspfarrer sich in eine Geisteskrankheit hineinfraß, war hier in der Anstalt gewesen und da schnell gestorben. Die Mutter folgte im Grom um den geliebten Mann. Und sie, Helene, die Verwaiste, trat beim „Pflegerverein Rotkreuz“ ein.

In den Kronen der uralten, stolzen Kastanienbäume, die in einer Doppelallee aus der Anstalt nach dem Gebirgsstock im Süden führten, blühte aus tausend Perlen der Morgentau, und die Nebelschleier lösten sich in der Sonne, als Schwester Helene in halbklaren Gedanken an das jauchzende Tandaradei des Herrn Walters von der Vogelweide in die Allee einbog.

Ja, von der Liebe predigte allsonntäglich und in der Donnerstagsbibelstunde auch der Pfarrer. Auf der Schwesternbroche rankte sich um das rote Kreuz ein Spruch, in dem das Wort Liebe vorlam, der Herr Direktor stieß pflichtschuldig und des Dekorums halber in offiziellen Ansprachen von diesem Worte über. Und gar die wirkliche Leiterin, die, wie in einem jeden rechtschaffenen Krankenajhl üblich, den Direktor dirigiert, die Frau Oberin, die bestand überhaupt nur aus Liebe.

Den Hauch überirdischer Bönne, die in der freiwilligen Askese wollüstige Auflösung des eigenen Ichs, das selbstlose Sich-schenken an fremdes Leid hatte Helenens Seele oft in stillen Stunden weich überflutet, sie innerlich tief glücklich gemacht und ihr unbeschreiblich zufriedene Abende geschenkt. Sie wollte nichts anderes für ihr Leben, das in leidenschaftsloser Ruhe vor ihr lag, als in Liebe dienen.

Aber was war das, was ihr zu Zeiten Sinn und Körper überstürzte wie eine glühende Lavawelle? Was stach heute das Tandaradei aufreizend in ihre vierundzwanzig Jahre? Sie mußte sich auf eine Bank setzen, so weh ward ihr auf einmal in den Gedanken an die winkende Welt draußen vor dem Anstaltszaun.

Der Tag schritt durch die Bäume, am Wiesenrand tangten die letzten Nebel wie Sylphen davon, ein wärmender Sonnenstrahl huschte über das Gesicht der Schwester. Fast wäre sie in wohlflüchtiger Lässigkeit der Gedanken eingenickt, da klang erst leise und immer deutlicher die Kastanienallee ein Lied herauf. Ein fröhliches Bagantenlied. Die letzten Strophen konnte Helene ganz verstehen:

„Wer hat dies neue Lied erdacht?
Ein Spielmann ifts gewesen.
Der in einer einzigen Nacht
Von allem Leid genesen.

Ob er ihr wohl ein Vögelein sang,
Ob dann der Kammer Schlüssel klang?
Wollt immer ihn drum fragen:
Er würd es doch nicht sagen.“

Harterhans, der Medizinalpraktikant, der vor ein paar Tagen in der Anstalt eingetreten war, ein frohgemuter Gefelle und noch ganz unbekümmerter Studio, sang heran. Er war auf dem Weg zum Dreiföhrenkopf, der mit seinen tausend Metern im Süden der Anstalt aus dem Schwarzwald ragte.

Schwester Helene wollte durch die Büsche davonschleichen, doch schon sah Harterhans die weiße Haube. Im „guten Morgen“ rief er die Schwester fröhlich an und lud sie schalkhaft zum Mitwandern ein.

Ohne Ueberlegung, aus übermütiger Laune ging Helene ein Stück Weges mit dem plaudernden Gefellen. Bald nahm der Wald die Weiden auf, und in das Zwiegespräch der Jugend sangen die Waldvögel ihre Jubellieder. An einer Lichtung wollte Helene endlich umkehren, aber der „Herr Doktor“ zwang sie fröhlich auf einen der umliegenden Tannenstämme. Eine mehr schalkhafte als leichtsinnige Lust an diesem Abenteuer überkam auf einmal die sonst so stille Schwester. In halbem Ernst, in halbem Gesteher, in halbem Versagen, in halbem Geben fanden sich die beiden ausgelassenen Menschen in einem langen Kuß.

Die Morgensterne war nun ganz auf den Berg gestiegen und füllte die Tannenlichtung mit blankem Gold. In geschäftiger Eile summten Bienen und Hummeln um Ginster und Laubnessel, kokett schaukelten Schmetterlinge aller Farben von Blüte zu Blume. Das zauberhafte Weben des sonndurchblitzten Waldes wirkte einen holden Vergessenheitsmantel um das Paar.

Als ein Holzfuhrwerk heranrante, fuhr Helene wirt empor; es schlug gerade acht Uhr drunten auf der Anstaltskirche. In dumpfem Druck, im Zwiespalt von Traumempfindung und lautem Leben schaute die Schwester mit fremden Augen suchend in die Ferne. Schon ganz droben auf der Rotplatte, der vorspringenden Kuppe des Dreiföhrenkopfes, rief Harterhans einen Abschiedsjuchschrei herunter und verschwand im Tannendunkel.

Ein tiefer Seufzer wie von Erlösung und von süßstem Erleben rang sich aus Helenens Brust. Landaradeil! Im Taumel, lächelnd noch und wie traumbefangen stieg sie herab zur Anstalt. Als sie aber über den Hof zu ihrer Krankenabteilung schritt, stachen sie plötzlich Duzende von Augen, die nichts zu tun hatten, als in Milde und Liebe über die Tugend der Mitschwester zu wachen, ins wirkliche Leben zurück. Helene spürte den Boden unter sich schwanke, der Schleier des Weltvergessens riß, in namenlosem Schreck, in grauer Angst vor einem Abgrund, der sich plötzlich aufgetan, wankte sie mechanisch in ihr Zimmer und warf sich in jammervollen Tränen auf das Bett.

Noch wurde Helene in kaltem Schauer hin- und hergeworfen, da rief das Telephon sie zum Direktor. Der war sichtlich verlegen. Er fing mit dem Lob der Krankenpflegerin an, ging dann wie zufällig auf eine beschämende Meldung des Gebietswärters über. Die Frau Oberin assistierte mit einem kalten unterwürdig-herrischen Blick. Sie stand in der makellosen Tugend ihrer 57 Jahre da, trug auf der Brust ein großes Kreuz mit der Inschrift: „Aber die Liebe ist die größte unter ihnen“ und zitterte vor Sensation und Entrüstung. Nun schlug der Direktor zaghaft ein Büchlein auf — „Hausordnung“ war auf dem Deckel zu lesen — und las den sperrgedruckten Par. 16 mit emporgezogenen Augenbrauen vor: „Unfittliches Betragen führt zur sofortigen Entlassung“.

Im Gefühle der Scham, der Schuld, des Stolzes, der Verletztheit, der Empörung stießen sich mit Blitzhast die Vorstellungen der Schwester von Liebe und Unfittlichkeit. Ein ohnmächtiges Ersticken und Würgen stieg ihr zum Hals empor. Die Denkfähigkeit setzte aus.

„Lassen Sie sich Ihren Gehalt geben und reisen Sie mit Gott einem reineren Leben entgegen“ vernahm sie noch aus dem Munde der Oberin. Dann stand sie allein im Vorzimmer.

* * *

Die Geschichte wäre zu Ende erzählt, wenn sie — mit einigen Abschwächungen natürlich — für die Hausbücherei eines Magdalenenheims gebrauchsfertig gemacht werden müßte. In diesem Falle wäre allerdings auch noch nachzutragen, daß ein artiger

Zufall fügte, daß am selben Tage, an dem die Schwester Helene das Aergernis gab, die Frau Oberin mit dem herzoglichen großen Verdienstkreuz und einem huldvollen Schreiben der Erbprinzessin begnadet wurde. Es war ein sehr feierlicher Ueberreichungsakt mit Andacht und Harmonium und schönen Worten der Liebe und Duldung. Helene wäre gewiß auch von Rührung tief ergriffen worden, wenn sie hätte dabei sein können. Sie stieg aber gerade um diese Zeit in den Eisenbahnzug, der sie einer unbekanntem Zukunft entgegenführte. Von einer Mitschwester wußte Helene, daß in der Schweiz ein Institut bestehe, das Krankenpflegerinnen ins Land hinaus zur Pflege schickt. Dorthin wollte Helene sich melden. Am folgenden Tag kam sie in Zürich an. Im Eisenbahnkuppe hatte sie auf einem durch ein großes rotes Kreuz — von dem kam sie nicht los — durchquerten Plakat die Adresse einer Unterkunftsstätte gelesen. Sie frug sich hiernach in Zürich nach dem Martahaus in der Bähringerstraße 36 durch, gab dort ihr armselig Gepäck ab und schlenderte durch die Bahnhofstraße an den See hinaus.

Die geschäftige Eile, dazwischen elegantes Müßiggängertum, brückte sie mit ihren Erinnerungen aus dem weltabgeschiedenen Anstaltsidyll vollends darnieder. Helene hatte auf einmal die Empfindung, als ob sie nicht mehr sie selbst wäre. Ihrem eigenen Tun sah sie wie einem fremden zu. Fast neugierig. Körper und Geist waren zwei selbständige und selbsttätige Wesensercheinungen geworden. Jener suchte mechanisch eine reale Befriedigung, dieser verlor sich im flattrigen Denken an ein sorgloses, gleichgültiges Aufhören alles Seins. Ohne Leidenschaft, in naturgemäßer Entwicklung, wie unter einem Zwang, fühlte Helene, daß sie auf dieser Welt nichts mehr zu hoffen hätte. Sie grüllte Niemand. Nicht dem Harterhans, nicht der Anstalt, nicht der Oberschwester, aber auch nicht sich selbst. Eine Wonne, wie beim Genuß einer lieben Musik, überfiel sie, wenn sie sich dachte, in ein erlösendes Nichts zu versinken.

Nur vorhin, als sie in einem Hause ein Kind Klavier üben hörte, war ihr ein jäher Wehklug ins Herz gefahren. Die verlorenen, stechend charakteristischen Töne hatten einen Abend aus der goldenen Kinderzeit des Elternhauses heraufgezaubert. Den Vater sah sie im Zimmer auf- und abschreiten, die liebe Mutter wie immer emsig schaffen und sorgen. Ein grelles Klingeln der Straßenbahn riß Helene in die Wirklichkeit zurück. Das seltsame Bild war zerflogen.

Sie schritt ruhig weiter, wie wenn sie einen bestimmten Auftrag zu erfüllen hätte. Am Zürichsee war ein lebhaftes Gewoge vergnügter Leute. Nun wurden die Lichter am Kai angezündet. Der Uto zur Rechten hüllte sich in Dunkel, der Zürichberg zur Linken verschwand. Die Dampfschwalben rissen goldene, silberne und schwarze Furchen in das Wasser. Das Lärmen und Gerede der Menge schlug Helene wie mit Dämpfen verhalten ins Ohr. Sie wunderte sich, daß sie so alles sah und hörte. Am Theatergebäude las sie sogar ruhig den Theaterzettel ab. „Tristan und Isolde“ in 3 Akten von Rich. Wagner, stand ganz deutlich darauf und die Namen der Sänger. Aus Liebe um Liebe sterben. Das muß herrlich sein, dachte Helene. Aber in banaler Weise in die Lächerlichkeit und Verachtung hineingestoßen zu werden!

Doch wozu auf einmal die bitteren Ueberlegungen. Sie war ja gerettet für alle Zeiten. Wenn sie nur aus dem Arzneischränkchen in der Anstalt Morphium mitgenommen hätte. Das gäbe ein schönes Hinübergleiten. Doch gleichviel.

Der Bootsmann schaute etwas verwundert das Mädchen an, das allein in den Abend hinausfahren wollte. Aber die uniformähnlich knapp gekleidete straffe Gestalt beruhigte ihn.

Wie war das schön, hinauszurudern in die Nacht, in die Lebensnacht, an nichts zu denken als an den Erlösungsschlaf. Ein alle Endlichkeit und die Unendlichkeit umfassendes Gefühl der Vergebung, der grenzenlosen Liebe zu allen Menschen hob die Seele des Mädchens in helle Freudigkeit.

Eine Insel stieg im planlosen Treiben des Rahns vor Helenens Blicken auf.

Es war die Usenau, Huttens Sterbeort.

Jetzt freuet euch alle mit mir, flüsterte Helene noch.

Dann sank sie in die Tiefe.